

JANE CASEY
Die Todesspieler

Buch

DC Maeve Kerrigan und ihr Vorgesetzter DI Josh Derwent sind einem Mörder auf der Spur, der es auf Polizisten abgesehen hat. Zunächst wird ein Beamter erschossen in seinem Auto gefunden, der Wagen ist abgeschlossen, und vom Schlüssel fehlt jede Spur. Kaum haben die Ermittler ihre Arbeit aufgenommen, ereignet sich auch schon der nächste tödliche Angriff. Und das ist keineswegs der letzte. Die Polizei tappt im Dunkeln, denn niemand weiß, wann und wo der Copkiller das nächste Mal zuschlagen wird. Während London in eine Welt der Gesetzlosigkeit abzudriften droht und die Nerven blankliegen, gerät Maeves Leben ebenfalls ins Wanken – in ihrer Beziehung mit Rob kriselt es, und zu allem Überfluss meldet sich auch ihr Stalker wieder. Und wenn die Polizei nicht einmal sich selbst schützen kann, wie können alle anderen aus der Schusslinie gehalten werden?

Autorin

Jane Casey wuchs in Dublin auf, studierte Englisch in Oxford und Irische Literatur am berühmten Trinity College in Dublin. Nach dem Studienabschluss arbeitete sie in verschiedenen Verlagen als Jugendbuchlektorin. Sie lebt mit ihrem Mann, einem Strafverteidiger, dem gemeinsamen Sohn und Katze Fred in London.

Von Jane Casey bei Blanvalet bereits erschienen:

- Die Vermissten (37521)
- Der Brandstifter (37520)
- Der Ungnädige (38010)
- Die Blender (38011)
- Der Lilienmörder (0043)

Jane Casey

Die Todesspieler

Thriller

Aus dem Englischen
von Franka Reinhart

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel
»The Kill« bei Ebury Press, London.

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten. Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Deutsche Erstausgabe April 2016 bei Blanvalet, einem Unternehmen
der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Copyright © 2014 by Jane Casey

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2016
by Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Umschlaggestaltung: © bürosüd, www.buerosued.de

Umschlagmotive: plainpicture/ballyscanlon; www.buerosued.de

Redaktion: Kerstin Kubitz

JvN · Herstellung: sam

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-7341-0044-4

Besuchen Sie uns auch auf www.facebook.com/blanvalet
und www.twitter.com/BlanvaletVerlag.
www.blanvalet.de

*Für Mary Brennan,
in dankbarer Verbundenheit*

Here are the cops of London town
Hardworking, brave and true.
They drink their tea,
Stay up till three,
And take good care of you.

Aus dem Kinderbuch
Cops and Robbers
von Janet & Allan Ahlberg

Richmond Park
Sonntag, 22. September 2013
0.43 Uhr

Die Kälte war wie ein lebendiges Wesen. Es hatte die Zähne in Megans Kleidungsschichten geschlagen und versuchte, durch ihre Haut bis zu den Knochen vorzudringen. Sie schmerzten. Noch mehr als die in ihrer Wade krampfenden Muskeln. Megan zog die Ärmel über die Hände und schob die Arme unter ihren Körper. Langsam ließ sie den Kopf sinken und legte ihn auf dem Gras ab. Das Einzige, was sie jetzt wollte, war schlafen. Immer wieder fielen ihr die Augen zu. Vielleicht war es leichter, wach zu bleiben, wenn sie sich auf die Geräusche der Nacht konzentrierte: Hughs Atem neben ihr, der Wind in den Bäumen, ein Rascheln im Dickicht, die Musik der Sterne ...

»Siehst du das?«

Die Stimme war kaum mehr als ein Flüstern, durchschnitt jedoch die angenehm sanfte Dunkelheit, die Megan wie eine Decke eingehüllt hatte.

»Hm?« Sie hob ruckartig den Kopf und schaute angestrengt in die Nacht, konnte aber nichts erkennen.

»Auf 10 Uhr.«

Sie brauchte einen Moment, bis sie begriff, was Hugh meinte. Und auch als sie den Kopf in die bezeichnete Richtung wandte, sah sie absolut nichts. Neben ihr zuckte Hughs Bein – unwillig, wie sie annahm.

»Was war es denn?«

»Eine große Fähe. Ganz prächtiges Exemplar.«

»Hab ich leider verpasst.«

»Psst. Vielleicht kommt sie zurück.«

Megan rieb sich die Augen und starrte wieder in das gleichförmig aussehende Gestrüpp. Alles, worauf sie wartete, war ein Aufblitzen von Schwarz und Weiß; eine einzige Sichtung, die sie wie eine Trophäe mit nach Hause nehmen könnte – als Bestätigung, dass es sich gelohnt hatte, einen ganzen Samstagabend im Richmond Park der Länge nach auf der Erde zu liegen. Sie mochte gar nicht daran denken, dass sie dafür ihre geliebte Castingshow *The X Factor* verpasste. Ruby hatte sie sich dagegen schon vor Stunden angesehen, ganz gemütlich auf dem Sofa in ihrer gemeinsamen Wohnung. Jetzt schief Ruby sicher längst tief und fest. Ruby hatte gestichelt, dass sie mit Hugh nur deshalb Dachse beobachten ging, weil sie auf ihn stand. Megan fand ihn zwar ganz nett, aber mehr so auf eine abstrakte Art, wie man Fernsehleute halt gut fand. Niemals würde sie ihn küssen, geschweige denn mehr von ihm wollen. Schon bei dem Gedanken daran wurde Megan ganz übel, und sie würgte leicht, was sie vorsichtshalber durch Husten überdeckte, falls Hugh sich erkundigte, was los sei. Sie konnte schlecht lügen und wollte ihn nicht verletzen. Diese Vorsichtsmaßnahme trug ihr allerdings einen vorwurfsvollen Blick von Hugh ein und außerdem ein nervöses Zucken, das seinen Bart auf beunruhigende Weise in Bewegung brachte. Dachse waren äußerst scheu, hatte er ihr erklärt. Daher mussten sie beide ganz leise sein und durften sich nicht bewegen. Da sie zu zweit hier auf der Lauer lagen, konnten sie froh sein, wenn sie überhaupt etwas zu sehen bekamen.

Und jetzt hatte sie auch noch das seit Stunden einzig nennenswerte Ereignis verpasst. Wer konnte schon wissen, wann Hugh das Handtuch werfen würde?

Wieder breitete sich Stille um sie herum aus. Megan zwang sich, aufmerksam zu sein. Sie bemühte sich, das Beste aus der Situation zu machen. Sie wollte einen schönen Dachs in freier Wildbahn sehen und die Erinnerung daran für immer mitnehmen, denn so etwas würde sie garantiert nie wieder machen.

Der Knall war ohrenbetäubend laut. Er hallte in der Umgebung wider und grollte durch die Dunkelheit. Als er verklungen war, wusste Megan schon nicht mehr, ob sie sich das Ganze nur eingebildet hatte. Doch kurz darauf krachte es zum zweiten Mal.

»Was zum Kuckuck war das denn?« Hugh gab jegliche Bemühung um Tarnung auf und setzte sich hin. Obwohl er vor Zorn bebte, war er zu sehr auf seine Wirkung bedacht, um lauthals loszufuchen, dachte Megan. Für C-Fernsehpromis gehörte sich so etwas schließlich nicht.

»Das klang wie ein Schuss«, sagte sie ängstlich.

»Auf gar keinen Fall. Eher wie die Fehlzündung eines Autos.«

»Ich kann mir nicht vorstellen, dass das ein Auto war.«

»Muss es aber gewesen sein.« Hugh war mindestens zehn Jahre älter als Megan und schätzte es gar nicht, wenn sie eigene Ansichten vertrat, wie sie inzwischen bemerkt hatte. Viel besser gefiel es ihm, wenn sie ihm zuhörte und seinen Äußerungen zustimmte. Aber sie wusste doch, was sie gehört hatte.

»Wir sollten die Polizei rufen.«

»Red doch keinen Unsinn.«

»Das ist kein Unsinn.« Trotzdem steckte sie ihr Handy wieder ein, weil ihr einfiel, dass sie hier ohnehin keinen Empfang hatten. »Das gefällt mir alles nicht. Wir sollten hier lieber verschwinden.« Sie stand auf, weil sie davon ausging, dass ihre abenteuerliche Dachsbeobachtung für heute beendet war, denn Hugh gab sich keinerlei Mühe mehr, leise zu sprechen.

»Runter!« Er packte sie kurz über dem Knie am Bein.

»Ich denke, es war nur ein Auto? Da ist es doch egal ob ich aufstehe.«

In ihm lieferte sich gerade die Feigheit ein Duell mit der Überlegenheit und setzte sich durch.

»Also gut, vielleicht hast du Recht. Vielleicht war es ja wirklich ein Schuss. Du solltest dich also lieber ein bisschen unauffälliger verhalten.«

»Aber die haben doch nicht auf uns geschossen.«

»Woher willst du das wissen?« Sie sah das Weiße in seinen Augen leuchten. »Es könnten Extremisten sein. Leute, die Tierfreunde wie uns hassen.«

»Na, jetzt wird's aber wirklich albern.« Megan machte sich auf den Weg und lief mit großen Schritten durch das verwilderte Gras. Hinter ihr bewegte sich etwas hastig. Es war Hugh, der sich beeilte, sie einzuholen.

»Meg! Warte!«

Megan hasste es aus tiefstem Herzen, wenn sie »Meg« genannt wurde. Sie beschleunigte ihre Schritte und achtete mehr darauf, wohin sie ihre Füße setzte, als auf das Fluchen und Schimpfen hinter ihr.

»Megan! Geh in Deckung! Da ist ein Auto!«

Die Straße verlief unterhalb eines welligen Hügels, an dessen Fuß sich nach Hughs Ansicht ein Dachsbaus befand und wo sie zuvor stundenlang gelauert hatten.

Megan duckte sich und schaute dem Wagen nach, der in einiger Entfernung an ihnen vorbeifuhr. Nur schemenhaft erkannte sie seine Umrisse. Da er unbeleuchtet war, wirkte er wie ein Schatten. In der stillen Nacht hörte sich der Motor besonders laut an. Hugh versuchte, sich neben ihr im Gras zu verbergen, womit er für sie schlagartig den letzten Funken an Attraktivität einbüßte.

»Ist okay, Hugh. Sie sind weg.«

»Verdammte Schei... ich meine, so ein Mist aber auch ...«

Sie wartete kurz ab, bis er sich wieder einigermaßen im Griff hatte, und sagte dann: »Wir gehen jetzt zurück zum Parkplatz.«

»Ich rufe die Polizei an.«

»Okay. Gute Idee.« *Das war es übrigens auch schon vor fünf Minuten, als ich es vorgeschlagen hatte.* Megan hoffte, dass Hugh einen anderen Netzbetreiber hatte als sie, doch im blauen Schein seiner Displaybeleuchtung machte er ein verbissenes Gesicht.

»Verdammt. Kein Signal.«

Er eilte an ihr vorbei, ohne abzuwarten, ob sie ihm folgte. Sie schob die Hände in die Hosentaschen und lief ihm hinterher. Unterwegs versuchte sie, sich an den Wagen zu erinnern und überlegte, ob sie etwas vom Fahrer gesehen hatte und ob ein Beifahrer danebengesessen hatte. Denn das würde die Polizei ganz sicher interessieren. Falls der Wagen etwas mit den Schüssen zu tun hatte.

Sofern es überhaupt Schüsse gewesen waren.

Sie gingen jetzt eine andere Strecke als auf dem Hinweg und liefen querfeldein über die Flanke des Hügels, wie sie nach einer Weile feststellte.

»Warum gehen wir denn hier lang?«

»Das ist der kürzeste Weg«, antwortete er mit einem kurzen Blick über die Schulter, ohne stehen zu bleiben.
»Außerdem will ich nicht auf der Straße laufen, falls sie zurückkommen.«

Megan dachte an den langen Fußmarsch über verschlungene Pfade und unebenen Grund, den sie zu Beginn ihrer Expedition absolviert hatten und der an manchen Stellen nur mit gegenseitiger Unterstützung zu bewältigen gewesen war. Darüber hatte sie sich zwar gewundert, aber nichts dagegen einzuwenden gehabt. Doch das sah sie jetzt ganz anders, denn ihr war kalt, und sie hatte vom Tau ganz nasse Füße. Außerdem kribbelte ihr die Angst wie kleine Stromschläge auf der Haut. Sie glaubte nicht, dass es jemand auf sie abgesehen hatte, wahrscheinlich waren sie nicht einmal bemerkt worden. Trotzdem gefiel es ihr ganz und gar nicht, hier draußen im Dunkeln unterwegs zu sein, während etwas Seltsames im Gange war.

Die Kuppe des Hügels war mit Wald bedeckt. Megan war heilfroh, dass Hugh sie nicht mitten hindurchführte, denn die Bäume standen dicht an dicht, und unter ihrem Blätterdach war die Dunkelheit undurchdringlich. Doch am Waldrand entlangzugehen war nicht weniger gefährlich. Hugh stolperte über einen Baumstamm, der versteckt im Gras lag.

»Sch...eibenkleister.«

Er achtete jetzt sehr konzentriert darauf, wo er hintrat, als Megan ausrief: »Schau mal, da.«

»Was ist denn?«

»Noch ein Auto.«

Bevor sie den Satz zu Ende bringen konnte, ging

Hugh in Deckung. »Das ist eine Falle. Garantiert. Sie haben nur so getan, als ob sie wegführen, damit wir uns zeigen.« Er holte sein Handy aus der Tasche und kontrollierte den Empfang, wieder vergeblich. Dann drehte er sich zu ihr um und fuhr sie an: »Meg, Herrgott noch mal, jetzt duck dich, und bleib unten.«

»Das Auto ist hier abgestellt.«

Allerdings war es ein höchst merkwürdiger Parkplatz. Er befand sich an einer schmalen Fahrstraße, die von der Hauptroute abzweigte und für den öffentlichen Verkehr gesperrt war, wie Megan zuvor im Vorbeigehen an der Beschilderung gesehen hatte. Der Wagen stand unter den Bäumen, die Motorhaube zeigte in Richtung Wald. Von der Straße her war das Fahrzeug im Prinzip nicht zu sehen. Von ihrem Standort aus konnte Megan Heckfenster und Kofferraum erkennen, was allerdings vor allem daran lag, dass ihre Augen inzwischen an die Dunkelheit gewöhnt waren. Ohne zu wissen warum, hatte sie den Drang, auf das Auto zuzugehen.

»Wo willst du denn hin? Komm zurück!«

Megan fiel es nicht mehr schwer, Hughs gezischte Anweisungen zu ignorieren. Sie ging einfach weiter, bückte sich, um etwas im Wageninneren zu erkennen, aber es war zu dunkel. Als sie nur noch zwanzig Meter davon entfernt war, blieb sie unvermittelt stehen.

»Was ist denn?« Hugh war ihr gefolgt, hielt jedoch einen gehörigen Sicherheitsabstand.

»Die Windschutzscheibe ist kaputt.«

»Vielleicht war es ein Unfall.«

»Sieht nicht danach aus.« Sie ging noch ein Stück näher heran. »Ich glaube eher ...«

Es war wie bei einem Vexierbild, auf dem sich ein

Vogelschwarm bei längerem Betrachten plötzlich in eine Menschenmenge verwandelt. Eben hatte sie noch ein Auto gesehen, das trotz der zersplitterten Scheibe vertraut und harmlos wirkte. Dann schaute sie genauer hin. Doch als sie erst einmal das Blut entdeckt hatte, nahm sie nichts anderes mehr wahr.

»Was ist? Meg, was ist los?«

Jene Megan, die kichernd zugestimmt hatte, mit Hugh auf Dachsbeobachtung zu gehen, wäre umgehend weggerannt und hätte sich in seine schützenden Arme geworfen. Jene Megan hätte ihren ganzen Schreck und ihre Angst aus sich herausgeschluchzt und sich bereitwillig von ihm trösten lassen. Jene Megan hätte darauf vertraut, dass er wusste, was zu tun war.

Aber diese Megan gab es nicht mehr. Eine ganz neue Megan drehte sich zu Hugh herum. Sie sprach mit ruhiger Stimme, beinahe distanziert. Obwohl sie innerlich aufgewühlt war, wurde dies von einer seltsam gefassten Haltung überdeckt.

»Wir müssen die Polizei rufen. Und zwar möglichst schnell.«

»Was ist denn los?«

»Was wir gehört haben, waren offenbar *wirklich* Schüsse.« Sie machte eine kurze Pause. »Ich glaube, wir haben gehört, wie ein Mord verübt wurde.«

Kapitel 1

Im Nachhinein waren sich alle einig, dass sie eine wunderschöne Braut gewesen war. Christine Bell sah eigentlich immer hübsch aus, doch am Tag ihrer Hochzeit strahlte sie geradezu vor Glück. Zyniker mochten vielleicht behaupten, dass dieses Strahlen etwas mit der kleinen Wölbung unter den kaschierenden Falten ihres Brautkleides im Empirestil zu tun hatte. Vielleicht hätte *ich* es ja sogar gesagt, aber meinem Zynismus hatte ich an diesem Tag frei gegeben. Obwohl ich eigentlich allergisch gegen öffentliche Liebesbekundungen war, ließ ich zu, dass Rob meine Hand hielt, als Christine an uns vorbei zum Altar ging. Mit beseltem Lächeln schritt sie am Arm ihres Vaters betont langsam nach vorn, obwohl der Organist durch den Wagner'schen Brautchor jagte, als wolle er ein Wettrennen gewinnen.

Ich beugte mich leicht zur Seite und sah Ben Dorn-ton, der sich umdrehte und sie so voller Hoffnung, Liebe und Bewunderung auf sich zukommen sah, dass es um meine sonst so streng gewahrte Fassung schlagartig geschehen war. Ben gehörte als Detective Sergeant zu unserem Team. Mit seiner schlaksigen Gestalt und dem schütterten Haar war er in meinen Augen zwar selbst im perlgrauen Cutaway alles andere als ein Traummann, aber sein entwaffnender, offener Blick wirkte auf mich so anrührend, dass mir die Tränen kamen. Ich drückte Robs Hand und schluckte den Kloß in meinem Hals

hinunter. Dabei blinzelte ich heftig, weil ich vermeiden wollte, mir die Augen zu wischen, damit die Wimperntusche nicht verlief. Obwohl Rob mich nicht ansah, bemerkte ich das Zucken um seine Mundwinkel und kannte auch den Grund dafür: eine vor der Kirche abgeschlossene Wette um fünf Pfund, dass ich in Tränen ausbrechen würde, noch bevor Christine am Altar ankam.

Das erinnerte mich an den anderen Wettpartner. Wieder beugte ich mich zur Seite und schaute zur anderen Seite des Mittelgangs, wo DI Josh Derwent allein, das Gottesdienstblatt in der Hand, in der durch Türchen abgeschlossenen Kirchenbank stand und mich missbilligend musterte. Langsam und vorwurfsvoll schüttelte er den Kopf. Er hatte gewettet, dass ich erst beim Ja-wort anfangen würde zu weinen. Ich hatte ihn also enttäuscht, und das nicht zum ersten Mal.

Und da ich gegen beide gewettet hatte, dass ich keine einzige Träne vergießen würde, hatte ich mich selbst somit ebenfalls im Stich gelassen.

Aber das war jetzt auch egal. Mit einem Schulterzucken in Derwents Richtung fing ich an, in meiner Handtasche nach einem Taschentuch zu suchen. Außer mir schluchzten noch viele andere Hochzeitsgäste ganz gerührt vor sich hin: die meisten von Christines Verwandten, einschließlich ihrem Vater und etlichen Freundinnen meiner Kollegen, die vermutlich gerade an ihren eigenen, noch bevorstehenden großen Tag dachten. Die beiden Brautjungfern, deren Wangen vom Einzug in die Kirche noch leicht gerötet waren, tupften sich ebenfalls die Augen. Und warum sollte man auch nicht weinen? Es war ein wunderschöner Tag, Christine eine bezaubernde Braut, und das Hochzeitspaar konnte glückli-

cher kaum sein. Nachwuchs war zwar schon unterwegs, trotzdem heirateten die beiden nicht überstürzt. Sie waren schon mehrere Monate verlobt gewesen, ehe die Braut schwanger wurde. Christine arbeitete bei uns als Zivilangestellte und vertraute mir öfter Privates an, ohne dass ich wusste, wie ich zu dieser Ehre kam. Daher war ich im Vorfeld Zeugin langwieriger und tränenreicher Debatten in der Damentoilette gewesen, ob es besser wäre, die Hochzeit zu verschieben, bis das Baby da war, oder ob alles wie geplant stattfinden sollte. Ich hatte vehement dafür votiert, am bisherigen Plan festzuhalten. Denn meine Möglichkeiten, mehr als einmal Interesse zu heucheln, wenn es um die Sichtung von Stoffproben für die Kleider der Brautjungfern, die Auswahl von Mitgebseln für die Hochzeitsgäste oder Akzentfarben für den Schmuck der Stühle beim Empfang ging, waren doch eher begrenzt.

Außerdem freute ich mich auf das Ereignis. Ich wusste schon, welches Kleid ich anziehen wollte, und das war für eine Feier im September geeignet – nachtblau, eng und trägerlos und Welten entfernt von meiner üblichen Berufskleidung. Rob hatte sich extra frei genommen, damit wir zusammen hingehen konnten. Die Gegend in Somerset, wo die Familie der Braut ansässig war, kannte ich noch gar nicht. Die Trauung fand in einer winzigen Kirche aus dem dreizehnten Jahrhundert statt, die inmitten eines malerischen Dörfchens stand. Obwohl die Kirche voll besetzt war mit der geballten Polizeigewalt der Metropolitan Police, konnte man den Lettner, die Schnitzereien an der Kanzel und die jahrhundertealten Marmorgrabmale örtlicher Würdenträger bewundern, wenn man sich dafür interessierte. Der anschließende

Hochzeitsempfang würde im Garten einer Tante der Braut stattfinden, die direkt gegenüber wohnte. Unser Quartier befand sich in einem der Gasthöfe im Ort, der über romantische Fremdenzimmer mit niedrigem Gebälk, großen weichen Betten und einer frei stehenden Badewanne am Fenster verfügte. Ich hatte eine zusätzliche Nacht gebucht, damit Rob und ich noch ein bisschen Zeit für uns hatten. In den fast zwei Jahren waren wir noch nie zusammen verreist. Ein kleiner Ausflug aufs Land, und sei es auch nur übers Wochenende, versprach da eine nette Abwechslung.

Der einzige Wermutstropfen war, dass ich nichts von dem französischen Wein trinken konnte, den Ben extra kistenweise von jenseits des Ärmelkanals geholt hatte, da er genau wusste, wie gern seine Kollegen feierten. Derwent hatte einen Teil davon in seinem Auto aus London mitgenommen, und Rob hatte ihm vor der Trauung geholfen, den Kofferraum zu entladen.

»Schade drum, dass ich gar nichts davon habe.« Derwent stellte eine Kiste am Festzelt ab und ging zurück zum Wagen, um die nächste zu holen.

»Bereitschaft? Maeve auch.« Rob ging viel langsamer als Derwent und ließ sich nicht im Geringsten vom Drang des Inspectors beeindrucken, immerzu aller Welt zu beweisen, dass er stärker und schneller war als sämtliche anderen Männer. Groß und breitschultrig, wie er war, sah Rob ausgesprochen attraktiv aus im edlen Zwirn. Als hätte er meine Gedanken erraten, zwinkerte er mir zu, ehe er im Festzelt verschwand. Ich nahm an, dass er den Wein hinter die Bar bringen wollte, wo er später auch gebraucht wurde, statt ihn einfach draußen stehen zu lassen. Derwent schleppte inzwischen schon die dritte Kiste

heran und stapelte sie auf die vorigen. Ich saß auf einer niedrigen Mauer und beobachtete die beiden amüsiert.

»Das ist ja mal wieder typisch«, beschwerte sich Derwent. »Ich werde übrigens ganz genau aufpassen, Kollegin. Nicht dass du doch heimlich ein Glas Champus trinkst.«

»Nur zum Anstoßen auf das Brautpaar.«

Warnend hob er den Zeigefinger. »Keinen Tropfen.«

»Natürlich nicht«, verteidigte ich mich. »Ich kenne doch die Spielregeln. Außerdem ist der Chef auch eingeladen, da sollte man nichts riskieren.« Der Chef war Superintendent Charles Godley, einer der Stars bei der Met: gutaussehend, außerordentlich fähig und mit hohen Erwartungen an sein Team. Wir waren Mordermittler. Uns wurden die kompliziertesten und heikelsten Fälle übertragen, was zwar äußerst schmeichelhaft war, aber zugleich auch bedeutete, dass wir unser Dezernat nicht mal eben übers Wochenende dichtmachen konnten. Das gesamte Kollegium war zur Hochzeit eingeladen, aber einige von uns mussten nüchtern bleiben, um jederzeit zurück nach London eilen zu können, falls nötig. Rob hatte früher auch mit bei uns gearbeitet. Er wusste, wie es bei uns zuging. Vermutlich hätte es ihm nichts ausgemacht, ebenfalls auf Abruf hier zu sein.

Aber bestimmt würde heute niemand unsere Unterstützung brauchen. Ich schloss die Augen und hielt mein Gesicht in die warme Sonne. Das Wetter war fantastisch. Alles war perfekt.

Derwent stieß mich mit der Schuhspitze an. »Aufwachen.«

»Ich schlafe gar nicht«, antwortete ich, ohne die Augen zu öffnen. »Was gibt's denn?«

»Sonst ist keiner zum Unterhalten da.«

»Wieso hast du dir denn keine Begleitung mitgebracht? Konntest du keine auftreiben?«

»Natürlich hätte ich jemanden gefunden. Ich wollte aber lieber allein kommen.«

»Wieso denn?«

»Ich hab da so meine Gründe.«

Sein Tonfall sorgte dafür, dass ich schließlich doch die Augen öffnete. Ich schirmte sie mit der Hand ab, damit ich ihn ansehen konnte. »Will ich wissen, welche das sind?«

Er grinste. »Vermutlich eher nicht.«

»Sag's mir trotzdem.«

»Später vielleicht.« Er schaute an mir vorbei und hob die Hand. »Da ist Ben. Der arme Kerl. Sieht aus, als ob er gleich kotzen muss.«

»Ist wahrscheinlich aufgeregt ohne Ende.«

»Oder er hat Angst, dass Christine nicht auftaucht. Zum Glück hat er sie ja vorsichtshalber schon mal geschwängert. Schließlich ist sie eine ganz andere Liga als er.«

»Sie ist total verliebt in ihn«, wies ich ihn zurecht. »Sie wird natürlich kommen, weil sie Dornton ja heiraten will.«

Er schüttelte langsam den Kopf. »Sie war schon nicht übel im Bett.«

Ich schauderte. »Herzlichen Glückwunsch. Das ist die mit Abstand beleidigendste Art zu sagen, dass du Christine attraktiv findest.«

»Meinst du?« Derwent lehnte sich mit den Händen in den Taschen zurück und überlegte. »Ich wette, mir fällt da noch was Krasseres ein.«

»Mach dir keine Mühe.« Ich stand auf.

»Schade eigentlich. Den Anblick hab ich echt gemessen.«

»Was für 'nen Anblick denn?«

Wieder dieses Grinsen. »Du solltest immer solche Röcke anziehen. Mit Schlitz, meine ich.«

Den Gehschlitz hatte ich völlig vergessen. Er reichte bis zum Oberschenkel, und wenn ich mich hinsetzte, entblößte er fast komplett das Bein. Ich wurde rot, was mich schrecklich ärgerte. »Als Arbeitskleidung nicht ganz ideal.«

»Stimmt. Vor allem nicht mit solchen Strümpfen.« Das Grinsen wurde immer breiter. »Und obenrum mit Spitze. Sehr schick.«

»Worüber plaudert ihr zwei denn so angeregt?« Rob war inzwischen mit dem Ausladen der Kisten aus Derwents Kofferraum fertig und hatte auch noch den Stapel ins Zelt getragen, der davorstand. Jetzt kam er über den Rasen auf uns zugeschlendert und blieb neben mir stehen. Er legte mir den Arm um die Schultern und zog mich zu sich heran, um mich auf die Wange zu küssen. Mein Gesicht glühte, das spürte ich deutlich.

»Ich hab nur gerade festgestellt, was du für ein Glückspilz bist«, erklärte Derwent charmant.

»Da widerspreche ich nicht.« Robs Arm schloss sich einen Moment lang fester um mich, und ich ließ es zu. Ihn an meiner Seite zu wissen war so etwas wie ein emotionaler Schutzpanzer, den ich dringend nötig hatte, wenn Derwent in der Nähe war.

Ich schaute zur Kirche, wo Dornton von immer mehr Gästen umringt wurde. »Komm, gehen wir rüber zu den anderen.«

Derwent hatte sich uns angeschlossen, und in einer größeren Gruppe war er deutlich leichter zu ertragen. Das Gespräch verlief nun merklich weniger persönlich, zumindest so lange, bis Rob und er angingen, Wetten darüber abzuschließen, ob ich bei der Trauung Tränen vergießen würde oder nicht.

Ich schaute wieder quer über den Mittelgang, wo Derwent mit einem dunkelgrauen Anzug und finsterner Miene auf seinem Platz saß. Er sah eher aus wie auf einer Beerdigung als bei einer Hochzeit, dachte ich. Wenn es auf den Herbst zuging, war er immer besonders gut in Form, nachdem er zwei Marathonläufe absolviert hatte und vor dem Winter noch ein weiterer anstand. Sein Kinn war markant und seine Wangen fast ein wenig hohl. Dadurch wirkte er, als hätte er Hunger, aber möglicherweise nicht unbedingt auf Essen. Er saß ganz still, und seine Aufmerksamkeit war auf etwas anderes gerichtet als auf das Paar vor dem Altar, das sich gerade mit bebendem Ernst das Jawort gab. Ich folgte seinem Blick und war nicht überrascht, dass er die hübschere der beiden Brautjungfern anstarrte. Ebenso wenig wunderte es mich, dass sie seinen Blick erwiderte. Von Weitem sah er ja auch gar nicht übel aus. Erst wenn man mit ihm näher ins Gespräch kam, merkte man, dass er so ziemlich der letzte Mann auf Erden war, mit dem man sich einlassen sollte.

Ich hoffte nur, dass sie klug genug war, rechtzeitig die Notbremse zu ziehen.

Nach dem Essen (ausgezeichnet), den Reden (zu lang) und dem Hochzeitswalzer der frisch Vermählten (etwas ungenlenk, aber bezaubernd) kam Derwent auf mich

zu. Ich saß neben Rob, mit dem Rücken zur offenen Seite des Festzeltes. Ich amüsierte mich einigermaßen, war jedoch nicht allzu gesprächig. Ich vermisste meine Kollegin und Freundin Liv, die sich immer noch nicht richtig von ihrer schweren Verletzung erholt hatte und jetzt schon seit fast einem Jahr krankgeschrieben war. Sie war mit ihrer Partnerin verreist und hatte ihre guten Wünsche per Post übermittelt. Mir wäre es viel lieber gewesen, wenn sie selbst hätte kommen können. Ein leichter Windhauch wehte vom Garten her über meine Haut, doch im Zelt war es so warm, dass ich keine Jacke brauchte. Rob hatte sein Jackett ebenfalls ausgezogen, die Krawatte abgelegt und die Ärmel hochgekrempelt. Seine Haare waren ein wenig in Unordnung geraten, und er lachte gerade über einen von Chris Pettifers Witzen. Dabei hatte er so bezaubernde Lachfältchen um die Augen, dass mir ganz schwindlig wurde. Obwohl ich meinem Vorsatz treu geblieben war und keinen Tropfen Alkohol getrunken hatte, fühlte ich mich alles andere als nüchtern, wenn ich Rob so ansah. Ich wollte mich an ihn schmiegen und ihm etwas ins Ohr flüstern. Ich wollte ihm mit den Fingern durchs Haar fahren und ihn küssen. Ich wollte mit ihm im dunklen Garten verschwinden und ganz allein mit ihm sein. Stattdessen legte ich meine Hand auf seinen langen schlanken Oberschenkel. Ich spürte, wie sich seine Muskeln bewegten, als er die Berührung bemerkte, und wusste, was das zu bedeuten hatte.

Derwents Stimme riss mich aus meinen Tagträumen.
»Kann ich mir dein Täubchen mal ausborgen?«
»Kommt drauf an«, antwortete Rob. »Wozu denn?«
»Nur für einen Tanz.«

Ich schaute zu Derwent hinauf, der in seinem Anzug sehr ernst vor mir stand. Er sah immer noch genauso tadellos aus wie acht Stunden zuvor. So viel zu seiner Partylaune.

»Ich möchte nicht tanzen«, erklärte ich.

»Wieso denn nicht?«

»Nüchtern tanzen macht keinen Spaß.« Das war die Wahrheit. Dabei fühlte ich mich viel zu unsicher. Durch meine Größe fiel ich auf der Tanzfläche immer unweigerlich auf.

»Ich werd auf dich aufpassen.« Derwent hielt mir seine Hand hin. »Na los, gib dir 'nen Ruck.«

»Mach ruhig.« Rob schubste mich leicht, als hätte ich seine Ermutigung nötig. »Ich hab kein Problem damit.«

»Aber ich«, antwortete ich.

»Jetzt sei doch keine Spielverderberin«, maulte Derwent. »Komm einfach mit, und tanz 'ne Runde mit mir. Dauert ja nicht ewig.«

Etwas an seinem Tonfall machte mich stutzig. »Und wozu? Was ist das für ein Spielchen?«

Er beugte sich zu mir herunter. Die Musik war so laut, dass er nicht einmal sonderlich leise sprechen musste. Trotzdem senkte er vorsorglich die Stimme und raunte mir zu: »Ich brauch dich, um Beth eifersüchtig zu machen.«

»Beth?«

»Die Brautjungfer.«

»Welche von beiden ist denn Beth?«

»Spielt das eine Rolle?«, wehrte Derwent unwillig ab. Dann gab er nach. »Die sportliche. Dunkle Haare. Hübsche Titten. Nicht die andere, die aussieht wie 'n Bügelbrett mit Kittelschürze.«

»Gute Wahl«, sagte Rob. »Dann viel Glück, Kumpel.«

»Glück brauch ich dazu nicht. Nur Maeve.«

Ich sah Rob vorwurfsvoll an, von dem ich nicht gedacht hätte, dass er die Brautjungfern überhaupt wahrgenommen, geschweige denn ihre Oberweite begutachtet hatte.

»Was denn?«, fragte er und blinzelte mich unschuldig an.

»Ach, nichts.« Ich schaute hoch zu Derwent, der seinen Kopf leicht schief hielt.

»Darf ich bitten?«

Ich hätte ihm allzu gern einen Korb gegeben. Doch ein bisschen tat er mir schon auch leid, dass er ganz allein zur Hochzeit gekommen war. Er sah einsam aus. Höchstwahrscheinlich war er *tatsächlich* einsam. Und da mein Glück mit Rob so groß war, wollte ich ihm seine Chancen nicht verderben.

»Na los, Maeve«, sagte Rob. »Viel Spaß.«

Ich stand auf, woraufhin er blinzelnd den Kopf hob und einen Moment brauchte, um mein Gesicht zu finden. Ich fragte mich, wie betrunken er wohl war. An Derwent gewandt sagte ich: »Gut, ein Tanz. Aber ich sag dir klipp und klar, dass ich solche Psychospielchen nicht gut finde. Wenn du auf sie stehst, sag ihr das doch einfach.«

»Ja, genau. Weil man damit immer so schön zum Ziel kommt.« Derwent verdrehte die Augen.

Ich öffnete den Mund, um etwas zu antworten, wurde dabei jedoch von Robs Hand unterbrochen, die sich durch meinen Rockschlitz schob und hinten an meinem Bein hinaufglitt. Als er sie zwischen meine Beine schob und die weiche Haut ganz oben an meinem Schenkel streichelte, dachte ich nur: *Ob. So betrunken also.*

Ich hob den Kopf und sah, wie Derwent mich angrinste. Er merkte offensichtlich genau, was Rob gerade tat. Daher ging ich vorsichtshalber auf Abstand zu meinem Freund.

»Darf ich mit ihr alles anstellen, was ich will?«, wollte Derwent von Rob wissen.

»Du kannst es versuchen. Aber beschwer dich nicht, wenn sie dir wehtut.«

»Kannst du mal aufhören, mit Rob zu reden, als wäre ich sein Eigentum?« Ich nahm Derwent am Arm und marschierte mit ihm zur Tanzfläche, wo die Kapelle gerade »That's Amore« spielte.

»Wenn ich mit einer tanze, die vergeben ist, dann kläre ich gern im Vorfeld alles ab, damit ich keins auf die Fresse kriege. Dein Freund ist schließlich nicht gerade ein Zwerg.«

»Du aber auch nicht.«

»Trotzdem würde ich mich mit ihm lieber nicht anlegen wollen.«

»Na ja, du willst auf der Hochzeit von Ben und Christine ja sicher keine Schlägerei vom Zaun brechen, also benimm dich lieber anständig.«

Derwent schüttelte den Kopf. »Das wird kaum klappen.«

Er umfasste mich, übernahm konsequent die Führung und wirbelte mich derart herum, dass ich nach kurzer Zeit in atemloses Gelächter ausbrach. Derwent erwies sich als überraschend guter Tänzer – obwohl er leicht hinkte, seit er vor ein paar Monaten im Dienst verletzt worden war. Daher war ich beinahe enttäuscht, als das Lied endete. Er blieb neben mir stehen und machte keine Anstalten, die Tanzfläche zu verlassen.

»Sie sehen glücklich aus«, sagte ich mit Blick auf Ben und Christine, die sich gerade in der Mitte der Tanzfläche küssten und dafür von den Umstehenden Beifall bekamen.

»Als Nächstes bist du dann dran.«

»Als Nächstes sicher nicht«, antwortete ich. »Aber irgendwann vielleicht schon.« Ich schaute hinüber zu Rob, der uns mit einem leichten Grinsen auf den Lippen beobachtete. Obwohl er nach wie vor nicht so richtig geradeaus schauen konnte, wirkte er aufmerksamer, als es auf den ersten Blick schien.

»Das klingt nach wahrer Hingabe«, merkte Derwent an.

»Ist es auch für mich.«

»Das war übrigens nicht ironisch gemeint. Er hat wirklich Glück.«

»Oh.« Darauf war ich völlig unvorbereitet und ausnahmsweise einmal sprachlos.

»Und, wie geht's dem Selbstwertgefühl heute so, Kollegin?«

Solche Sprüche passten schon eher zu Derwent. Ich sah ihn unwillig an. »Ganz okay. Ist nur so ungewohnt, dass du mal was Freundliches sagst.«

»Ich sag nur, was ich sehe, mehr nicht. Das hat nichts mit Freundlichkeit zu tun.« Er machte eine kurze Pause. »Aber du kannst dich auch glücklich schätzen. Immerhin hält er es mit dir aus, was bei 99,9 Prozent der Männer nicht der Fall wäre.«

Na toll. »Ob das wirklich so eine super Idee ist, mit mir zu tanzen, wenn du auf der Suche nach einer Freundin bist?«

Er zog mich zu sich heran. »Heute Abend will ich

keine Freundin finden, Kollegin, sondern jemanden zum Vögeln. Bei Hochzeiten geht's doch um nichts anderes. Und wenn Beth jetzt noch ein bisschen eifersüchtig wird, dann hab ich sie so weit.«

»Du alter Romantiker.«

»Ja, so bin ich. Ich liebe Hochzeiten.« Die Kapelle spielte die ersten Takte von »Can't Help Falling in Love with You«. Der Sänger war zwar kein Elvis, aber er gab sich alle Mühe und gurrte mit geschlossenen Augen ins Mikro. Derwent zog mich so nahe zu sich heran, dass die Knöpfe seines Sakkos gegen meinen Bauch drückten. »Ich hab da ein ausgeklügeltes System. Während der Trauung verschafft man sich 'nen Überblick über das vorhandene Potenzial. Dann wählt man seine Zielperson aus. Vor dem Essen stellt man Blickkontakt her. Während des Essens beobachtet man sie, um zu sehen, wie viel sie isst.« Er beugte sich noch näher zu mir heran, sodass seine Lippen fast mein Ohr berührten. »Die Lust hemmt den Hunger auf alles andere. Falls sie reichlich isst, kann man es abhaken. Aber wenn sie keinen Appetit hat, stehen die Chancen ausgezeichnet.«

»Und, hat Beth etwas gegessen?«

»Nicht, dass ich es bemerkt hätte. Und ich hab sie genau beobachtet«, ließ er mich selbstgefällig wissen.

»Aber ich kapiert trotzdem noch nicht, wieso du dich an mir abarbeitest statt an ihr.« Mein Tonfall klang hörbar ungehalten, was Derwent bestimmt nicht entging. Seine linke Hand wanderte immer weiter nach unten, bis sie schließlich mein Hinterteil erreichte.

»Weil sie jetzt denkt, sie hätte ihre Chance verpasst, und dann umso dankbarer sein wird, dass sie sich getäuscht hat.«

»He, was soll das?« Ich wand mich und versuchte, mich von ihm loszumachen.

»Ich tanze mit dir. Entspann dich und genieß es, Kollegin. Die nächsten zwei Minuten gehörst du mir.«

Er war zu stark, als dass ich auch nur das kleinste bisschen Abstand zwischen uns hätte bringen können. Ich spürte seinen Atem an meinem Hals, seinen Herzschlag, der viel langsamer war als mein eigener, und die Wärme seiner Haut durch den dünnen Stoff meines Kleides. Er presste seinen Oberkörper eng an mich und mein Mieder rutschte ein Stück herunter. Seine Hüften bewegten sich dicht an meinem Körper im Rhythmus der Musik. Ich merkte, wie mir fast der Atem stockte. Seine Aufmerksamkeit war voll und ganz auf meinen Ausschnitt gerichtet, doch als ich mich zurücklehnte, um etwas Luft zu bekommen, schaute er mir unverhohlen in die Augen, was ich als noch distanzloser empfand als alles andere. Ich konnte ihn nur anstarren, bis er schließlich seinen Blick abwandte. Anschließend brauchte ich noch einen Moment, bis ich meine Worte wiederfand.

»Nimm deine Hand von meinem Hintern, Kollege.«
Grinsen. »Fünfundsechzig Sekunden. Ich bin beeindruckt.«

»Wegnehmen«, befahl ich ihm.

»Bei normalen Bräuten ist dort die Hüfte.«

»Nur weil ich größer bin als der Durchschnitt, ist das noch lange kein Grund, mich zu begrapschen.«

Er ließ mich komplett los und trat lachend einen Schritt zurück. »Ich hab mich echt gefragt, womit man dich so richtig ärgern könnte.«

»Tja, leider muss ich dir dein Spielchen verderben.«

»Tust du doch gar nicht.« Derwent kniff belustigt

die Augen zusammen. »Als wir angefangen haben, zu diesem Lied zu tanzen, ist Beth rausgerannt. Sie hat das Meiste also gar nicht mitgekriegt.«

Mein Gesicht glühte. »Dann hattest du also ganz für dich allein deinen Spaß.«

»Ach komm, Kollegin, du wolltest es doch auch.«

Ich drehte mich um und verließ fluchtartig das Festzelt, ohne unterwegs mit jemandem zu reden. Ein Hinweisschild zur Damentoilette zeigte in Richtung eines Wagens mit drei Kabinen auf der einen und ein paar Waschbecken mit Spiegeln auf der anderen Seite. Eilig stürmte ich die klappernden Metallstufen hinauf, als wäre ich drinnen in Sicherheit. Derwent würde mir folgen, wenn ihm danach war. Die Tür zu einer Damentoilette stellte für ihn ganz sicher kein Hindernis dar. Aber wozu sollte er mir hinterhergehen? Er hatte seinen Spaß gehabt. Seit jeher vertrieb er sich die Zeit damit, Leute zu provozieren – je aufgebracht sie waren, desto besser. Und ich hatte ihm in die Hände gespielt. Jetzt musste ich erst einmal Abstand gewinnen und mich wieder beruhigen. Doch leider war ich hier nicht allein.

Vor einem der Waschbecken stand mit verschränkten Armen die Brautjungfer Beth. Ihre Kollegin lehnte neben ihr an einer Ablage. Die beiden unterbrachen schlagartig ihr Gespräch und warfen mir finstere Blicke zu, sodass unverkennbar war, worüber sie sich unterhalten hatten. Ich begutachtete in aller Ruhe mein Spiegelbild, ehe ich in einer Toilettenzelle verschwand. Von zwei Vierundzwanzigjährigen in lachsrosa Satinkleidchen würde ich mich ganz bestimmt nicht einschüchtern lassen. Ich warf noch einen Blick in den Spiegel und sah, dass meine Wangen immer noch gerötet waren und

meine Augen vor Zorn glühten. Wenigstens sahen meine Haare, die ich vor der Feier extra geglättet hatte, einigermaßen akzeptabel aus.

Ich schloss die Tür, setzte mich auf den geschlossenen Toilettendeckel und vergrub mein Gesicht in den Händen. Mein Herz schlug immer noch heftig. Ich atmete in der chemisch riechenden Luft ein paarmal tief durch. Ich wusste gar nicht so genau, was ich eigentlich empfand. Es war ein wildes Gemisch aus Verlegenheit, Scham und Wut. Dabei ging es gar nicht nur darum, dass ich vor den Augen meiner Kollegen und meines Freundes befummelt wurde. Besonders schwer erträglich war die Erkenntnis, auf Derwent in der Tat ganz banal und körperlich reagiert zu haben, jenseits aller Logik und Vernunft. Draußen an den Waschbecken ging das Gespräch flüsternd und kichernd weiter. Ärger war immer noch um Längen besser als Demütigung. Ich zählte bis zwanzig und entriegelte dann die Tür.

»Wollten Sie mich etwas fragen?«, warf ich Beth an den Kopf.

Sie sah mich ganz erschrocken an. »Nein.«

Ihre Freundin war da schon etwas mutiger. »Was sollte das vorhin mit Josh? Er ist scharf auf Beth.«

»So sieht's aus.«

»Und Sie saßen doch mit diesem dunkelhaarigen Typen zusammen. Ist das nicht Ihr Freund?«

»Ist er.«

Für den Bruchteil einer Sekunde machte die andere Brautjungfer ein enttäuschtes Gesicht, dass Rob nicht Single war. *Von wegen*, dachte ich und warf meine moralische Überlegenheit über Bord.

»Und was hatten Sie dann mit Josh zu schaffen? Woher

kennen Sie ihn eigentlich? Oder kennen Sie ihn gar nicht?»

»Wir arbeiten zusammen.«

»Das kann gar nicht sein«, widersprach Beth. »Er ist Polizeibeamter. Bei der Mordkommission.«

»Ich auch.«

Verblüfft sah sie mich an. »Echt?»

»Dienststrang Detective Constable.«

Die beiden starrten mich sprachlos an und musterten von oben bis unten meine Schuhe, meine Beine und das eng anliegende Kleid, das so geschnitten war, dass mein Dekolleté maximal zur Geltung kam und meine Taille wespenhaft schmal wirkte.

»Selbst als Polizistin wäre es mir peinlich, mich in aller Öffentlichkeit wie ein Flittchen zu benehmen, wenn auch noch mein Freund zusieht«, zischte die weniger hübsche Brautjungfer bissig.

Meine Güte, wie ich das Wort *Flittchen* hasste. Ich war stark in Versuchung, in einem ähnlichen Tonfall zu antworten, hielt mich aber zurück. Es gab eine Möglichkeit, Derwent auszuschalten, zumindest für den Rest des Abends. Vorausgesetzt, er lag richtig mit seiner Annahme, dass die junge Dame willens war.

»Ich habe nur mit ihm getanzt, nichts weiter«, sagte ich. »Und es stimmt, dass Josh an Beth interessiert ist. Haben Sie denn auch Interesse an Josh, Beth?«

Sie nickte.

»Dann gehen Sie ihn suchen. Das wird bei allen Beteiligten die Laune heben.«

Eigentlich hätte ich sie noch warnen können, vorsichtig zu sein, aber dann ließ ich es doch bleiben. Ich ließ die beiden allein, während Beth ihr Make-up kontrol-

lierte und ihre Freundin sich um die Frisur kümmerte. Hochkonzentriert steckte sie die Haarnadeln zurecht. Bestimmt war es nicht einfach, die weniger hübsche Brautjungfer zu sein, selbst wenn Beth auch nicht viel mehr als eine kurze Affäre mit meinem Vorgesetzten vergönnt war.

Ich trat hinaus und ging die Stufen hinunter zu dem Weg, der zurück zum Festzelt führte, diesmal ohne Eile. Licht fiel heraus auf den Rasen, und die Band spielte mit »Walking on Sunshine« jetzt wieder ein schnelleres Stück. Von drinnen war Gelächter zu hören, eine Frau kreischte erst und prustete dann lauthals los. Ich wäre gern richtig in Partylaune gewesen, hätte mir etwas zu trinken geholt und die letzten zwanzig Minuten komplett aus meiner Erinnerung gelöscht.

Meine Augen gewöhnten sich allmählich an die Dunkelheit. Als ich nach rechts schaute, sah ich eine Gestalt reglos unter einem Baum stehen. Derwent.

Als ich näher kam und sein Gesicht erkennen konnte, stutzte ich und blieb stehen. Seine Miene war finsterner, und darin spiegelte sich unverhohlenes Verlangen. Es war klar, was er wollte und wie: eine willige Partnerin, die es ihm gleich an Ort und Stelle auf der nächstbesten Motorhaube besorgen würde. Ohne Vorspiel oder Romantik. Einfach nur schneller Sex.

Ich erschrak. Nicht vor ihm, sondern vor mir selbst und wozu ich imstande wäre. Ich hatte eine leichtsinnige, unerschrockene Seite an mir, die gern mit dem Feuer spielte und die ich in der Regel gut zu verbergen wusste. Aber es gab sie. Meinem Glück war nicht über den Weg zu trauen. Weil ich wusste, dass ich es früher oder später verderben würde, hatte ich mich zuerst auch nicht in Rob verlieben wollen. Doch Derwent war eine ganz

schlechte Idee, und zwar auf der ganzen Linie. Und ich liebte Rob.

Und doch wusste ich genau, dass ich in Versuchung geraten würde, sollte Derwent jetzt meinen Namen aussprechen.

All das schoss mir binnen einer halben Sekunde durch den Kopf und breitete sich dort wie ein Flächenbrand aus, ehe ich begriff, dass er an mir vorbei zum WC-Wagen schaute, aus dem Beth gerade herauskam. Unwahrscheinlich, dass Derwent mein Zögern überhaupt bemerkt hatte.

Ich ging weiter, zurück in das hell beleuchtete Festzelt, wo die Gesichter vom Tanzen und dem guten französischen Wein gerötet waren. Rein äußerlich würde ich also kein bisschen auffallen, obwohl meine Wangen feuerrot brannten. Vorsorglich machte ich einen großen Bogen um Rob, weil seine Eigenart, meine Gedanken zu lesen, im Moment für mich zu gefährlich war. Ich steuerte auf die Bar zu und wollte mir ein Glas Wasser bestellen. Bevor ich wieder zu ihm zurückging, musste ich erst einmal meine Selbstbeherrschung wiederfinden.

»Maeve.«

Ich erschrak fast zu Tode. »Oh, Sir.«

Godley – großgewachsen und gutaussehend wie ein Filmstar – lächelte mich freundlich an. »Sagen Sie ruhig Charles, wir sind ja nicht im Dienst.«

»Ich glaube, das bekomme ich nicht hin«, antwortete ich ehrlich, woraufhin er lachte.

»Wenn Sie noch ein paar Jahre mit mir zusammenarbeiten, werden Sie mir ganz andere Namen geben. Denken Sie nur an Josh. Er hat kein Fünkchen Respekt mehr vor mir.«

Als Joshs Name fiel, zuckte ich ganz kurz zusammen. Godley sah es und fragte fürsorglich: »Amüsieren Sie sich?«

»Ja, natürlich.« Ich lächelte ihn an. »Ich wollte mir nur gerade etwas zu trinken holen. Also, ein Wasser, meine ich.«

»Ich könnte auch noch einen Schluck vertragen.« Er ging beiseite, um mir den Vortritt zu lassen, und folgte mir dann an die Bar, wo ich warten musste, bis mich das Personal registrierte. Und das dauerte.

»Wenn Sie nichts dagegen haben, würde ich es mal versuchen«, sagte Godley leise zu mir.

»Gern.« Wir tauschten die Plätze. Umgehend ließen zwei der Barmädchen alles stehen und liegen und eilten auf ihn zu, um seine Bestellung entgegenzunehmen. Während wir auf unsere Getränke warteten, kam ein stämmiger Mann mittleren Alters an die Theke gepolttert und stieß mich unsanft an. Unvergleichlich galant legte Godley seinen Arm um mich und zog mich sanft aus der Gefahrenzone. Damit erntete ich zum zweiten Mal an diesem Abend die missgünstigen Blicke anderer Frauen für meine Begleitung.

Apropos. Als mir Godley mein Glas überreichte, erkundigte ich mich: »Ist Ihre Frau auch da? Ich habe sie noch gar nicht gesehen.«

Seine Miene verfinsterte sich. »Nein, ich bin allein gekommen.«

»Derwent auch. Da hätten Sie sich ja gegenseitig begleiten können.«

»Na ja, so wie Josh mit seinen Begleiterinnen umgeht, kann ich darauf verzichten.«

Ich fragte mich, ob Godley auch gesehen hatte, wie

Derwent mit mir umgegangen war. Doch er wechselte das Thema.

»Eins sollte ich Ihnen wohl noch sagen, Maeve ... Serena und ich, wir werden uns scheiden lassen.«

»Was? Wieso das denn?« Im selben Moment erkannte ich, dass mich das natürlich überhaupt nichts anging. »Also, ich meine, wie schade. Tut mir leid, das zu hören.«

Godley verzog das Gesicht. »Na ja, das hat sich schon seit einiger Zeit angekündigt. Manchmal läuft eben etwas aus dem Ruder, und man kann nicht mehr zurück.«

»Das tut mir wirklich sehr leid«, wiederholte ich.

Godley wollte noch etwas sagen, aber dann veränderte sich plötzlich sein Gesichtsausdruck, und er griff in die Innentasche seines Jacketts, wo sein Telefon vibrierte. Er reichte mir sein Glas, damit er sein Handy halten und sich mit der anderen Hand das Ohr zuhalten konnte. Ich trat diskret ein Stück beiseite, obwohl er in dem Telefonat eher einsilbig blieb. Die Minuten vergingen, und ich überlegte schon, ob ich mir nicht lieber einen anderen Gesprächspartner suchen sollte, statt abzuwarten, bis dem Chef wieder einfiel, dass ich ja auch noch da war. Er hatte das Telefon zwischen Schulter und Ohr geklemmt und kritzelte hastig und mit äußerst ernstem Gesicht ein paar Notizen auf eine Papierserviette. Ich beobachtete ihn und wusste nicht so recht, wie ich ihm helfen konnte oder ob ich es überhaupt versuchen sollte.

Nach einer Weile drehte er sich zu mir um, und ich erkannte sofort, dass er schlechte Nachrichten hatte, wie auch immer sie aussehen mochten. Eilig winkte er mich zu sich heran und schirmte das Telefon ab, sodass sein

Gesprächspartner nicht hören konnte, was er zu mir sagte. »Holen Sie Derwent. Jetzt sofort.«

Ich machte mich umgehend auf den Weg, stellte noch die beiden Gläser auf einem Tisch in der Nähe ab und hastete, so schnell es meine Absätze auf dem Kiesweg erlaubten, hinaus in den lieblich duftenden Garten. Nach wenigen Schritten zog ich meine Schuhe aus und rannte quer über die Wiese in Richtung Parkplatz.

Obwohl er schlecht beleuchtet und menschenleer war, sah ich auf Anhieb, dass meine Vermutung mit der Motorhaube falsch gewesen war. Rund um Derwents Auto war niemand zu sehen, geschweige denn in eindeutiger Pose. Ich verlangsamte meinen Schritt und sah mich um. Dabei war ich mir so sicher gewesen ...

Beim Näherkommen stellte ich dann fest, dass ich mich doch nicht getäuscht hatte. Sie waren auf dem Rücksitz zugange.

Ohne Schuhe bewegte ich mich praktisch lautlos. Ich ging um den Wagen herum bis zu dem Fenster, das Derwents Kopf am nächsten war, und hämmerte mit dem Absatz meines Schuhs gegen das Glas. Sein Kopf schnellte hoch, und ich sah, wie er fluchend den Arm ausstreckte, um die Tür zu öffnen. Beth versuchte verzweifelt, ihr Kleid zu richten, indem sie hektisch das Oberteil wieder hoch- und den Rock nach unten zog.

»Was ist los, verdammt noch mal?«

»Der Dienst ruft.« Derwent wusste sofort, was das bedeutete, trotzdem fügte ich für Beth hinzu: »Wir müssen los.«

Kapitel 2

»Selbstverständlich tut es mir sehr leid, dass ich Ihnen diesen schönen Abend verderben muss.« Godley schaute in die kleine Runde aus fünf Beamten seines Teams, die aus dem Partygeschehen geholt worden waren und nun auf Anweisungen warteten. Wir standen ein wenig abseits vom Festzelt, auf einem gepflasterten Areal neben dem Gartenteich, aus dem Frösche in die Dunkelheit quakten. Ich sah auf die Uhr: schon nach eins und keinerlei Anzeichen dafür, dass die Hochzeitsparty sich dem Ende entgegenneigte.

Godley fuhr fort: »Wir wurden angefordert, um den Mord an einem Polizeibeamten zu untersuchen.«

Die meisten von uns holten tief Luft, waren allerdings wenig überrascht. Wenn wir mitten in der Nacht gerufen wurden, obwohl wir gerade meilenweit von London entfernt waren, musste der Fall schon sehr schwerwiegend und ernst sein. Das war schließlich Godleys Domäne.

»Wer ist es?«, wollte Derwent wissen.

»Ein Sergeant, der in der Umgebung von Isleworth gearbeitet hat. Sein Name ist Terence Hammond. Hatte jemand von Ihnen schon mit ihm zu tun?«

Fünffaches Kopfschütteln.

»Gut. Das ist schon mal sehr hilfreich.« Godley holte die Serviette aus seiner Tasche, auf der er sich zuvor das Wichtigste notiert hatte. »Er war zweiundvierzig Ver-

heiratet, zwei Kinder. Ihm wurde in den Oberkörper geschossen.«

»Im Dienst?«, erkundigte sich diesmal der breitbrüstige Chris Pettifer mit ernster Stimme.

»Direkt nach Dienstschluss. Auf dem Heimweg, etwa Viertel vor eins.«

»Während er am Steuer saß?«, fragte ich.

»Nein. Er hatte im Richmond Park gehalten. Er wohnt auf der zu Kingston gehörenden Seite des Parks. Ich nehme an, dass er den Park als Abkürzung genutzt hat.«

»Aber warum hat er dort angehalten?«, überlegte ich laut.

»Das weiß ich nicht. Er stand in einer Seitenstraße in der Nähe des Parkplatzes Pen Ponds.« Godley las die GPS-Angaben vor, damit wir die Stelle nachher auch fanden. Der Richmond Park war die größte Parkanlage Londons, eine rautenförmig angelegte Grünfläche mit einer Größe von mehr als zehn Quadratkilometern. Normalerweise hatte ich es mit übersichtlicheren Tatorten zu tun.

Godley fuhr fort: »Viel mehr kann ich auch noch nicht sagen, außer dass er nahezu umgehend gefunden wurde und wir daher recht sicher sein können, was die Zeitangaben betrifft. Seine Familie wurde noch nicht informiert. Aufgrund seines Berufes ist die Meldung sofort an uns gegangen.«

»Ist es denn sicher, dass es da einen Zusammenhang gibt? Wurde er umgebracht, weil er Polizist war?«, wollte Derwent wissen. Sein Gesicht war aufmerksam und hochkonzentriert. Es war kaum vorstellbar, dass er sich eben noch ausgiebig mit einer Brautjungfer vergnügt hatte. Er blinzelte kurz, als er mich ansah; ich wandte den Kopf ab und heftete meinen Blick auf Godley,



Jane Casey

Die Todesspieler

Thriller

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 544 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-7341-0044-4

Blanvalet

Erscheinungstermin: März 2016

Ein Copkiller versetzt ganz London in Angst und Schrecken – Maeve Kerrigan ermittelt!

DC Maeve Kerrigan begibt sich zusammen mit ihrem Kollegen DI Josh Derwent auf Spurensuche, als ein Polizist erschossen in seinem Auto gefunden wird. Jedoch bereitet die beiden nichts darauf vor, was als Nächstes geschieht: Ein zweiter Polizist stirbt ... und dann noch einer ... Die Polizei versucht wie gewohnt, ihrer Arbeit nachzugehen, aber niemand weiß, wann und wo der Copkiller das nächste Mal zuschlagen wird. Während London in eine Welt der Gesetzlosigkeit abzudriften droht, gerät Maeves Leben ebenfalls ins Wanken. Und wenn die Polizei nicht einmal sich selbst schützen kann, wie können alle anderen aus der Schusslinie gehalten werden?

 [Der Titel im Katalog](#)